I. Jahr. Heft 24.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der Wille zur Natur / Ludwig Seifert: Gefährliche Stunde / Hugo Neugebauer: Teufels Ausfahrt / R. Smekal: Schönherrs Merkbuch / Hans Bachgarten: Vorfrühling in Woosung / Carl Dallago: Glocken / Hartmann: Brixner Chronik VI / Ludwig v. Ficker: Opernkritisches / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau III / Karikaturenfolge 24: Max v. Esterle: Dr. W. v. Walther-Bozen.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

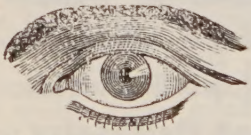
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Mai 1911. Heft 24.

Der Wille zur Natur / von Carl Dallago.

Ueber den Bäumen brütet der Himmel in Dunst und feuchtem Schimmer. Das leuchtende Grün eines Fichtengürtels dehnt sich hoch in bleiche Wolkenbreiten. Davor einsam am Hange eine Edeltanne mit hochgestellter Krone von dunklem Glanze, darunter der helle Stamm, pfeilgerade und schlank emporsteigend im Glücke seines Wachstums und seiner Gestaltung. Ab und zu rührt ein leiser Windstoß die Waldung. Die Äste knarren und klingen, und in wunderlichen Schwingungen hebt und senkt sich ihr weitverzweigtes, schweres Gedunkel. Die Landschaft träumt in Einsamkeit und Stille. Die Wolken leben ihr flüchtiges Leben; ihre Flüchtigkeit gibt der Himmelsbläue erst Dauer; ihr Kommen und Gehen gibt der Himmelswölbung erst das mächtige Spiel. O, diese Wolken! — Wenn die Natur der Landschaft ihre Arme ausbreitet, gigantisch und endlos als der Riese Ewigkeit, sind sie da nicht wie lauter Menschenseelen, die ein grenzenloser Raum auswirft und die immer wieder ins Unendliche sich verlieren? — — —

Es wird Zeit, daß ich mich wieder auf mich besinne — auf das wahre Wesen meiner Natur, dem alle Kritik ferne liegt, das davon nur getrübt wird. Soviel habe ich von meiner Menschennatur schon frei gemacht, daß sie in diesem Punkte die Natur erkannt hat, die nichts weiß von Kritik. Ihre Kritik ist ein Verneinen — ein Ausscheiden, und ihre Betätigung ist Wachstum — Entwicklung — Entfaltung.

Ich kehre also wieder zu mir zurück, mich wieder in den Mittelpunkt stellend und nur auf mich bedacht — auf das, was in mir vorgeht, wie ich es zu tun gewohnt bin als ein folgsames Kind der Natur. Aber diese Selbstsucht ist ohne alle Berechnung; sie kennt keine Ziele und kein Streben auf Kosten anderer oder über Andere hin, weil sie dieser Anderen nicht gewahr wird, weder im Guten noch im Schlimmen. Und so in innerer Ausbreitung und Entfaltung begriffen, erkenne ich auch, daß dies der beste Weg ist für Entwicklung zur Persönlichkeit, der beste Weg zu ihrer höchsten Entfaltung, daß es also das Wesentlichste für ihre Kultur ist — bedeutet es doch ein Begehen der Wege, die uns die Natur vorzeichnet.

Und wieder einen Schritt weiter, und ich erkenne, daß Einfachheit gleichsam der Urzustand der Natürlichkeit ist und zugleich Grundlage für alle gesunde Genußfähigkeit bietet, die wiederum eine Kraftquelle für die Seele bedeutet. Und es ist, als sähe ich überall daran sich knüpfen die Entfaltung der Menschennatur.

Indem ich fortfahre dieser Natur in mir aufzulauern und sie auszuhorchen, vermeine ich jenes gewahr zu werden, was ihre höchste Entfaltung zuläßt, und ich schaue Regungen der Liebe, der Freude, der Not, der Fruchtbarkeit und der Furchtlosigkeit. So alltäglich diese Regungen scheinen, erkenne ich doch, wie schwer es ist, sie immer in sich zu tragen, wie es die höchste Entfaltung zu fordern scheint. Vor allem die Regung der Furchtlosigkeit als immerwährendes Geleit stellt sich als besonders schwer erringbar. Und ich prüfe an mir nach und gewahre: Wenn ich mich noch auch nur zuweilen zu diesen Furchtlosen zählen darf, soviel ist gewiß, ich fühle mich ihnen verwandt und zugetan, — ich verehre sie alle diese großen Furchtlosen, die den Affekt der Furcht vielleicht in einen Affekt der Neugierde, der Freude oder der Tatenlust zu verwandeln vermögen. Denn Furchtlosigkeit ist so gut ein Affekt wie Furcht und nur auf seelischen Kraftüberschuß und Überschwang zurückzuführen.

In der Freude über diesen Einblick in die Menschennatur regt sich in mir der Wunsch, dieser Natur zu Willen zu sein immer und überall, wie eine tiefe Dankbarkeit, und ich gehe darauf aus, alle

ihre Forderungen erfüllen zu können; denn diese Forderungen sind die Forderungen der Natur überhaupt. Da fühle ich erst, welchen Ballast sich die Menschheit im Laufe der Zeiten eingetan hat, der den Menschen nun wie ein böses Dickicht umgibt, sodaß er den Regungen und Forderungen seiner eigensten Natur am meisten verständnislos gegenübersteht. Und nun erkenne ich das große Säuberungswerk — vielleicht das größte, das allem Tun vorangehen muß — allem Tun, das die Natur als Höchstes erkannt hat, — das erst ermöglicht, ihr zu Willen zu sein: Es ist der Wille zur Natur.

— — Meine Prägung ist mir wie eine Erweckung. Es hört sich etwas aus ihr heraus, das wie Rauschen von Sturmwind über alte Anschauungen und Satzungen herfällt und sie schüttelt und schwingt und alles fortschleudert, was den wilden Griffen nicht standhält.

Der Wille zur Natur: ich habe damit einen Klang gefunden wie das Rufen eines Gottes, dem mein Untertansein bereitwilligst entgegengeht. — Und was er alles birgt, wenn seine Zeit da ist: Den Willen zur Macht und zur Ohnmacht, den Willen zum Leben und zum Tode, den Willen zum Flüchtigsten wie zur Ewigkeit! Ein Troß von Erkenntnissen schreitet hinter ihm her, und eine jede trägt mit ihm Ursprung und Ende, Kraft und Gleichgewicht zur Schau wie ein Geleit, daran nicht zu rühren ist.

Der Wille zur Natur — er verweist mich an eine Führerschaft, die wie ein neues Evangelium vor meiner Seele hergeht; er ist wie eine Fackel, die ihr in alle Tiefen und Wirrnisse voranleuchtet; er ist wie eine Übermacht, die die Seele umgibt und niederzwingt, sodaß sie zu ihm beten möchte. — Zugleich erkenne ich aber die Seltenheit jener großen Klarheit der Seele, darin erst der Wille zur Natur soweit übersehbar und hörbar geworden, um ihm völlig leben zu können.

*

Meine Landung im Willen zur Natur erhellt mir manche Zustände von Menschen und Dingen. Das uralte Wort, das wie ein großer dunkler Ton auf uns übergegangen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" sagt mir nun in leuchtender Klarheit: es ist nicht gut, daß die Menschennatur halb sei! Und die Menschennatur

bedeutet erst im Zusammengehen der Geschlechter leiblich und seelisch ein Ganzes.

Hier wäre vielleicht anzuhalten, um die einzige Blöße an der Vollständigkeit der Größe Nietzsches, als eines Schaffenden, herauszufinden. Ihm fehlte das Weib, dessen die Mannesnatur als Regelung bedarf, wenn sie sich immer harmonisch äußern soll. In diesem Punkte hörte Nietzsche zu wenig auf den Willen zur Natur, oder er mißdeutete ihn, oder war zu wenig beflissen, ihn lebendig zu verwirklichen. Er hatte ihn vielleicht zu einseitig in sich aufgenommen als „Willen zur Macht." Alle großen Schaffenden waren in dieser Hinsicht ausgeglichener. Man denke nur an seine drei großen Brudermenschen: an Millet, Whitman, und Segantini. Man greife weiter zurück: auf Goethe, Byron, Shakespeare, auf die Künstlermenschen der Renaissance; noch weiter: auf Walther von der Vogelweide. Sie alle haben ihrer Mannesnatur das Weib zugesellt. Und all das Schöne, Treffliche und Tiefe, das Nietzsche vom Weibe zu sagen weiß, — vor allem seine Prägung von „Willen und Willigkeit" — hätte gerade der Verwirklichung durch ihn selber bedurft. Vielleicht wäre dann manches allzu erregt bewegte Wort unterblieben, das der Größe seines Schaffens zwar keinen Eintrag tut, aber oft einen Wellenschlag erzeugt, der für die Größe und Tiefe der Flut seiner Schöpfung zu rasch und zu heftig schlagend ist.

Aber vielleicht stand Nietzsche gerade in diesem Punkte zu sehr über dem „Menschlichen und Allzumenschlichen" — vielleicht lebte er gerade hier zu sehr seiner Sternenmoral und war (und mußte es auch sein als Wegweiser hoch und leuchtend) zu sehr Stern — den Abendlanden ein Stern.

*

Das Eindringen in den Willen zur Natur erhebt die Sinnlichkeit zu einer Blüte der Seele von wunderlichster Farbe und Gestaltung, von berauschendem Dufte mit Wurzeln zutiefst in der Menschennatur. Und der Leib wird dabei der Seele höchste Seligkeit.

Was soll da all das Gejammer um Sitte und Sittlichkeit? Was sollen hier alle Gebote und Verbote, alle Hürden und Satzungen,

die sich eine Welt leistet — die sich eine kränkelnde menschliche Einsicht ersonnen hat? Sie nehmen sich aus zum Willen zur Natur wie Fäuste auf den Augen; sie bedeuten durchweg Vergewaltigungen — Vergewaltigungen ursprünglichster menschlicher Affekte, die die Menschennatur nie entbehren kann, ohne zurückzugehen; sie bedeuten daher Vergewaltigungen dieser Menschennatur und ihrer heiligsten und ursprünglichsten Rechte.

Ich begreife nicht die Hartnäckigkeit einer Blindheit, die dies nicht einsehen will, trotz der schlimmsten Erfahrungen, die bereits nach vielen Jahrhunderten zählen. Hat man sich denn nie gefragt, was die herrschende christliche Moral in dieser Hinsicht ausgerichtet hat? Konnte sie jemals verhindern, daß die Welt *nicht* bis über den Schopf im Drecke stak? Waren die allerchristlichsten Zeiten nicht mindestens ebenso schlecht bestellt wie heute? Hat dieses Ergebnis denn nie Zweifel an der Richtigkeit der christlichen Einwertung aufkommen lassen? — Dem gewinnsüchtigen Auge gilt oft die schönste Blume für Unkraut. Und war das Auge der christlichen Moral jemals *nicht* gewinnsüchtig? — — —

Welche Ausblicke von Beruhigung und Gleichmut ergibt dagegen der Wille zur Natur! Wie erweist sich da aller Schmutz als ein Abkommen von der Natur, als eine Folge ihrer widersinnigsten Bekämpfung, als krankhafte Stauung natürlichster Regungen. Der natürliche Mensch ist immer rein, und *die Kultur dieser Natürlichkeit* legt immer mehr *Seele* in alle Regungen seiner Menschennatur und *steigert damit zugleich sein Wahlempfinden wie seine Rechte.*

Schon dies allein ergibt, daß es ein Unding ist, von allgemeiner Moral reden zu wollen. Enthaltsamkeit an sich kennt die Natur nicht; ihre Enthaltsamkeit ist ein Ausruhen, ein Schlafen der Sinne und ist deshalb auch nicht reiner als die Begehrlichkeit, sofern beide *nur Natur* sind. Die Regelung in diesem Punkte kann nur von der Menschennatur selber ausgehen. Das Ergebnis kann sein, daß dem einen soviel wie nichts, dem andern alles erlaubt ist. Hier tritt das volkstümliche Wort in Kraft: „Wer viel geliebt, dem wird viel

verziehen", das ich dahin verstehen möchte: Wer viel zu geben hat, der kann sich auch viel nehmen!

Die Enthaltsamkeit an sich ist im allgemeinen nicht zu befürworten — nicht nur aus Gründen der Grausamkeit — wie Nietzsche meint — sondern auch aus Gründen seelischer Sauberkeit — aus Gründen der Reinheit. Man weiß, wo die schmutzigste Phantasie zu suchen ist und weiß auch von Zuständen unvergleichlicher Reinheit, Lauterkeit und Innigkeit nach dem Genusse wahrer Liebe.

Wie weit der menschliche Intellekt auf der Grundlage christlicher Moral dem Willen zur Natur entgegengearbeitet hat, zeigen seine beiden Errungenschaften: die gesetzliche Einzeln-Ehe, die ihren Höhepunkt in der lebenslänglich untrennbaren kirchlichen Ehe hat, und — die Prostitution.

Gegen die lebenslänglich untrennbare Ehe sei hier dasselbe gesagt wie gegen das Christentum, — jedoch ohne sie damit als Höchstes im Liebesleben des Menschen preisen zu wollen: Es ist gemein und verwerflich, etwas Hohes und Seltenes zwangsweise auf die Allgemeinheit ausdehnen zu wollen.

Gerade der Mangel an Natürlichkeit und die Last dieser Ehe für die Mehrheit der Menschen scheint das Unwesen der Prostitution als Begleiterscheinung ausgebildet und gefördert zu haben; bedeuten doch beide Erfüllung des Geschlechtstriebes auf gesetzlich geebneten Wegen, zugleich ein erzwungenes Liebesleben und damit eine Entartung der Menschennatur.

Man sollte sich über diese Zustände nicht wundern, wenn man bedenkt, daß klägliche Ergebnisse des menschlichen Intellekts wie Satzung und Herkommen sich die Bestimmung für die Erfüllung des Geschlechtstriebes anmaßten — die Bestimmung für das Anbringen eines Naturtriebes, dem der ganze menschliche Intellekt innerlich ohnmächtig gegenübersteht.

Fast erhaben nimmt sich dagegen noch das Hetärenwesen des Altertums aus, das ursprünglich eine Kultur des Sinnenlebens darstellte, die der Menschennatur entgegenkam, indem es Mannestugend und Vorzüge mit tiefster Frauengunst und Huld beschenkte. Die

Käuflichkeit des Liebesgenusses in der Prostitution bleibt immer ein Verbrechen gegen die Menschennatur. — Aber ist nicht auch die Ehe erkaufte Liebe? — Die Natur jedoch kennt keinen Handel in diesen Dingen. Auch unser natürliches Empfinden sträubt sich gegen jedes Ansinnen dieser Art. — Und was die Dirnenliebe anbelangt, so will es uns für die Sauberkeit des Leibes und der Seele als das Verfänglichste erscheinen, den tiefsten und intimsten Genuß, den Trank der Liebe, aus Bechern nehmen zu müssen, die alles Gesindel nach Belieben handhaben und beschmutzen darf.

*

Wie abseits vom Willen zur Natur die Schöpfungen des menschlichen Intellekts überall emportreiben, zeigt das ungeheuerliche Mißverstehen der Menschennatur, die jene Schöpfungen zumeist aufweisen. Für die menschliche Einsicht gilt es nahezu als ausgemacht, daß die einfache Ehe eine Art Grundlage für alle höhere Kultur darstellt. Diese Annahme ist nicht nur falsch, sondern ergibt auch für die Mannigfaltigkeit der Natur überhaupt und der Menschennatur im besonderen eine Einschränkung auf Kosten einer bestimmten Eignung für Ordnung, die viele der reichsten Kulturansätze in ihrer Entwicklung behindern, ja zugrunde richten muß. Damit soll nicht etwa einer Polygamie für die Allgemeinheit das Wort geredet sein, sondern nur darauf hingewiesen, daß der freien Entwicklung der Menschennatur nichts in den Weg zu legen ist, — daß Wahrhaftigkeit in der Entfaltung — Wahrhaftigkeit ohne Ziel die einzige Grundlage für alle höhere Kultur abgeben muß, daß alle Regelungen nachher der Praxis zu überweisen sind und nicht als Probleme der Ethik oder gar der Moral, sondern als Probleme der Kraft — der Physis anzusehen und zu behandeln sind.

Die Tatsache, daß gerade starke und hohe Kulturen wie die Kultur der Renaissance und jene der Antike die Polygamie in mehr oder weniger verhüllter Form immer unterhielten, — daß diese Kulturen die Vielweiberei jedenfalls nicht als anstößig empfanden, — weiter, daß das jüdische Volk in seinen gesunden und stärksten Zeiten ohne Kebsweiber nicht zu denken ist, muß hier in einer Weise

mitreden, die nicht überhört werden darf. Vielleicht war die ganze, mit Recht gepriesene, Patriarchenwirtschaft des altjüdischen Volkes von ähnlichen Umständen abhängig, indem es nicht nur das Gesinde, sondern auch die Menschennatur dieses Gesindes zu beschäftigen verstand, wodurch vielleicht erst das Zusammengehen — das Zusammenwirken — der Zusammenhalt durch die entstandene „innere" Aufmerksamkeit erwirkt wurde. Man halte nur dagegen eine moderne Wirtschaft, wo jede junge Magd — auch die allerchristlichste, sofern sie ihrer Natur gewahr wird, was kaum zu verhindern ist — einem Ausreißer gleichkommt, indem sie der Hauptsache nach (also ihrer Menschennatur nach) gewiß nicht in der Wirtschaft, sondern ganz anderswo verankert ist. — Hier mitsprechend sind auch die psychologischen Aufschlüsse über die Weibsnatur, die diese als geselliger — als der Geselligkeit bedürftiger als die Mannesnatur hinstellen, — also auch geselliger unter sich. Man erkennt, welche Ausblicke das Eingehen auf den Willen zur Natur hier eröffnet. Und dies ist noch lange nicht alles! —

Die Mannigfaltigkeit der Menschennatur ist zu überreich, als daß der menschliche Intellekt sich hier ohne weiters zurecht finden könnte. Dazu ist er zu mangelhaft, zu wenig befähigt, zu unvermögend — zu sehr nur Anteil dieser Menschennatur und noch dazu deren oberflächlichster. Er ist zumeist nicht imstande, in die Tiefen der Natur einzudringen, geschweige denn diese Tiefen zu heben, zu klären und sich dienstbar zu machen. Nur so ist es erklärlich, daß er keinen Sinn und keine Spur von Verständnis aufweist für Vorkommnisse in der Menschennatur, die man am besten mit Abnormitäten bezeichnet, die aber trotzdem Natur sind und daher natürliche Berechtigung haben. Ich meine hier die sonderbarsten und unglaublichsten Verkleidungen und Gestaltungen, in denen aufzutreten sich oft die Natur gefällt, und die gerade der menschliche Intellekt zum Verbrechen stempelt, weil sie seinem engen Bedürfnis nach Überordnung unmöglich sich einfügen. — Wenn man nur ein wenig mehr der Natur nachzuspüren vermöchte — ihre Tiefen mehr aufzudecken, und dabei sich besser auf die elementarsten Affekte und Hänge verstände,

würde man bald einsehen, welchen langen Weg des Lasters die Menschennatur zurücklegen muß, um so abnorme Gelüste zu äußern. Nun kommen diese aber oft in edlen, einfachen und gewiß nicht durch Laster getrübten Menschennaturen vor, und zwar mit der ganzen Wucht eines Naturtriebes — mit der Wucht des Geschlechtstriebes. — Kann da eine andere Erklärung bestehen, als daß der äußerliche Mann eine Weibsnatur und das äußerliche Weib eine Mannsnatur in sich verbirgt? — Ist dies aber der Fall, so sind auch Abarten und Zwischenarten möglich, und zwar wahrscheinlich noch leichter und häufiger als die ausgesprochene Verkehrtheit.

Was für ein Licht wirft aber ein solcher Ausblick auf die landläufige Pflege der Sittlichkeit, auf die vielen Gesetze, die einer solchen Sittlichkeitspflege alle Gewalt in die Hand geben? — Werden da nicht alle herkömmlichen sittlichen Forderungen und Anschauungen zu Unzulänglichkeiten — ja oft zu Ungeheuerlichkeiten, mit denen der Wille zur Natur gründlich aufräumen muß? Denn der Wille zur Natur darf vor nichts zurückstehen, wenn es gilt die Natur zu fördern — wenn es gilt, Raum zu schaffen für etwas, das sich als Natur erwiesen hat.

Das letzthin Gesagte mag mir von böswilliger Seite manche Verdächtigungen eintragen — Verdächtigungen schlimmster Art. Und wie leicht werden Menschen böswillig, wenn man ihnen über ist! — Doch auch solche Verdächtigungen mögen ihr Gutes mit sich bringen: — vielleicht, daß darauf hin eine freie und einsichtsvolle Mutter ihre Küchlein unverzagter in meiner Nähe tummeln läßt. Und ich liebe das Junge — Rosige — Frische, wenn es nur weiblich ist, wenn mir die Natur damit nur keinen Streich spielt und Weiblichkeit außen und innen anzutreffen ist — Weiblichkeit ohne Ende; alles andere glaube ich in mir reichlich aufzubringen. Aber diese Weiblichkeit anzutreffen, ist nicht so leicht: Weiblichkeit, die ganz Hingabe — ganz Willigkeit ist die alles Glück im Anbringen dieser Begriffe sucht.

Hier setzt vielmehr meine Verdächtigung der ganzen sogenannten Kulturwelt — eigentlich wohl nur der ganzen Zivilisation — gegen-

über ein, welche die Zwittergebilde in der Bildungssphäre dieser Zivilisation als das viel Häufigere und die Vollnaturen vom Manne wie vom Weibe als das weit Seltenere zu erkennen glaubt. Denn für die Zwitterhaftigkeit maßgebend ist die Beschaffenheit des Leibes wie der Seele, die Beschaffenheit des Empfindens wie von Betätigung und Streben. Man prüfe daraufhin, was man in sogenannten Kulturzentren vom Manne und Weibe zu sehen und zu hören bekommt. Man sehe sich um, wie es sich verhält mit der Willigkeit des Weibes, mit seinem Hang zur Unterordnung, — mit seinem Aufgehungsbedürfnis und Glücksempfinden. Alles läuft zumeist darauf hinaus, es überall dem Manne gleich zu tun und diesen sich entbehrlich zu machen. — Gewiß nicht Dinge, die, dem Willen zur Natur nachzukommen, beflissen sind.

Noch schlimmer aber ist es gewöhnlich mit dem Manne bestellt. Das ganze Strebertum, die Sucht hinauf zu kommen, — was soviel heißt, als zu Amt und Würden kommen, ohne das nötige Zeug mitzubringen weder für das eine noch für das andere, — die gesicherte Stellung, die Gefahrlosigkeit der Stellung, die Ausbildung zur Repräsentationsfähigkeit: lauter Dinge, die das Leben lebenslos gestalten helfen und die Mannesnatur allmählich völlig entstellen müssen. Daher auch die ungemeine Seltenheit wirklich großer Männer, ganzer Mannesvollnaturen, wie vor Zeiten die Natur eines Julius Cäsar und — noch kräftiger — die Natur eines Brutus, im öffentlichen Leben. Daher auch, daß solche Naturen — in die Öffentlichkeit gestellt — sofort als Ereignisse wirken. In neuerer Zeit einzig die Natur eines Napoleon, und vielleicht in kleinerem Maßstabe auch noch in neuester Zeit die Natur eines Bismarck samt seinem stillen Schlachtenlenker Moltke, sowie die Natur eines Garibaldi und manch eines russischen Freiheitskämpfers.

Ersatz für diese große Mannesnaturen bieten höchstens die großen Künstlermenschen, die aber zu Zeiten der Weibsnatur nicht entbehren können, da sie sich ihr Leben erst gebären müssen, bevor sie es zu leben vermögen.

Indem ich mich hier auf den schönen Ausspruch Gobineau's

besinne: — „Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen" —, welcher Ausspruch mir nun zu sagen scheint: es ist das Merkmal großer Seelen, daß sie immer zum Willen zur Natur streben und finden und diesem Willen untertan sind, — erkenne ich als die Aufgabe dieser Untertanenschaft — als unsere Aufgabe: Immer mehr ankämpfen in uns gegen alle Verengung und Einschränkung — gegen alle Herrschaft von Moral und Religion wie auch gegen die Anmaßung im Nationalismus, nur um Raum zu schaffen der Natur in uns und in der Folge den Willen zur Natur in uns ausfindig zu machen und befolgen zu können. Dieser Wille zur Natur schenkt uns vielleicht in seiner letzten Ergründung jenen weiten und erhabenen Zustand, den Nietzsche mit „amor fati" bezeichnet, und der alle Dinge und Geschehnisse soweit von uns rückt, uns selber aber unsrer Natur immer näher und näher bringt, bis wir in allem nur mehr dieser Natur gewahr werden und alles gutzuheißen vermögen.

*

Der Abend ist weit und groß. Ich habe mein stilles Tal aufgesucht — mein heiliges Tal. In weichen welligen Linien verlaufen rings die Hänge. Alles ist leuchtendes Grün. Da und dort ein einsamer Baum auf dem Almengrat. Die Talsohle ein Riesenteppich, üppig und bunt, voll schwellenden Grüns. Keine Menschenstimme, kein Laut, nur ab und zu ein Herdenläuten von der Hütte her, deren gelbes Dach durch den dunklen Waldsaum schimmert.

Es geht eine Feierstille durch den Raum. Wolken verflüchten sich. Aus ferner, ferner lichter Bläue tropft ein greller tiefgoldener Strahl, der einen breiten glänzenden Streifen über Hang und Talgrund legt. Ein Glühen erblüht. Es ist, als entstände ein Brand im Gewühl der Hänge. Und in dem Glanz und Glühen erstirbt ein jeglicher Wille.

(geschrieben in Folgaria, Sommer 1906.)

Gefährliche Stunde / von Ludwig Seifert.

Nur nicht erwachen in der Maienzeit
In einer klaren Nacht jetzt gegen Morgen!
Es singt vielleicht ein kleiner Vogel wo
Ganz zaghaft wie im Traum ein leises Lied —
Wie lauschest bange du der kleinen Stimme,
Als sei mit ihrem Ton verknüpft dein Leben.
Und wie sie singt, entschwinden deine Tage
Gleich einer nebelgrau verhüllten Stadt.
Ein Tor springt auf: du siehst in einem Garten
Dich selber gehen — einen jungen Knaben —
Und Blumen brechen seltsam, nie geschaut.
So singt das Lied von deinem tiefsten Leben,
Das du nicht lebtest. Höre nicht darauf:
Denn, wenn der kühle Morgen auch verlöscht
Die schwüle Schwermut dieser dunklen Stunde,
Wenn du auch einschläfst morgens — sieh' dich vor:
Du trägst doch uferlose Traurigkeit
Aus dieser Stunde fort in deine Tage.

Teufels Ausfahrt / von Hugo Neugebauer.

(Aus einem Roman „Die Enthusiasten", von dem in einem der nächsten Hefte noch ein größeres Bruchstück veröffentlicht werden wird.)

Es mochte um Mitternacht sein, als ich durch eine furchtbare Erschütterung aus dem Schlafe geweckt wurde. In der Meinung, es handle sie um ein Erdbeben, sprang ich ans Fenster, riß es auf und spähte hinaus. Auf der Straße war noch alles still, aber kurz nachher schlug ein Wachhund heulend an und in der nächsten Minute antworteten ihm die benachbarten Tiere im gleichen Tone.

Ich warf mich in die Kleider, rannte in den Garten, lugte nach allen Richtungen aus: im Mittag, Morgen und Abend sternenklarer Himmel, aber dort über der Mauer zwischen Mitternacht und Abend rote Glut, dann und wann von schweflichten Blitzen durchzuckt! Feuer!

Schnell entschlossen überkletterte ich das Tor und rannte die Straße entlang der Stadt zu. Schneidend pfiff mir der Nordost ins Gesicht und lüftete meine mangelhafte Kleidung. Dennoch troff mir der Schweiß aus allen Poren. Als ich die ersten Häuser erreichte, stieß ich auf erschreckte, noch halb schlaftrunkene Menschen: „Wo? — Wo?" fragte man mich. Ich antwortete nicht, rannte weiter, bis die wachsende Menge meinen Lauf hemmte. Sie wuchs und schwoll und stieß und hob mich weiter, bis ich mich plötzlich vor der Straße zum großen Tore des Arsenals sah:

„Feuer! — Feuer! — Feuer!" —

Ich wurde um eine Ecke gerissen, Gluthauch schlug mir ins Antlitz, unwillkürlich schloß ich das geblendete Auge. Als ich es wieder öffnete, schaute ich in erhitzte und vom Feuerschein gerötete Gesichter. Ich folgte der Richtung ihrer Blicke und wurde eine ungeheure Lohe gewahr, die vom Winde gebeugt und von der Umfassungsmauer des Arsenals weg ins Innere geschlagen wurde. Wie ein aufgescheuchter Drache schoß sie aus ihrem Neste in die Höhe und wirbelte langgestreckt hin, in allen Farben des zürnenden Chamäleons spielend, Rauch und Dampf und glühenden Zünder ausstoßend, der vom immer heftigeren Winde zerstreut und dem Meere zugetragen wurde. Vor dem großen Tore war das Menschengedränge am heftigsten. Dort stand eine Abteilung Soldaten mit einem Offizier an der Spitze ratlos vor dem eisenbeschlagenen und von innen geschlossenen und verriegelten Tore, von dem eine sengende Hitze bis zu dem Platze strahlte, auf dem ich stand. Dann und wann hob der Offizier den Kopf und spähte mit dem Ausdrucke der Ungeduld und der stillen Verzweiflung die Straße hinauf, durch welche die erwartete Hilfe kommen sollte:

„Der Wind ist gut", vernahm ich jemanden hinter mir, „der

Wind ist sehr gut. Das ganze Satansnest brennt er aus und verschont unsere Häuser."

„Der große Blasbalg ist geplatzt", meinte ein anderer. — „Die Höllenorgel spielt zum Tanz auf", lachte ein dritter. „Nun geht der Tanz bald los", stimmte ein vierter ein.

Kaum hatte er 's gesagt, da erfolgte schon eine fürchterliche Explosion. Eine Garbe flammender Blitze schoß aus der Mitte des Arsenals empor und stieß eine wetterleuchtende Rauchwolke aus, ein Steinhagel prasselte auf die Dächer der nächsten Häuser nieder, ohne einen einzigen der vielen tausend Zuschauer zu versehren. Die Erschütterung war so heftig, daß der Boden bebte, breite Risse in der Arsenalsmauer klafften und das große Tor in Schloß und Angeln knirschte.

„Der Veitsturm!" schrie eine Stimme hinter mir. „Jetzt ist der Veitsturm aufgeflogen!" — „Sagte ich's nicht?" rief der Mann von vorher. „Der Veitsturm hat den Veitstanz! — Steckt ihn in die Jacke, sperrt ihn in den Turm, wenn er hineingeht! Hahaha!"

Irgendwer faßte mich um die Hüfte und eine Stimme raunte mir ins Ohr: „Komm, du Schöner! — Laß uns lustig sein. Ich weiß ein Haus, da steht noch Wein von gestern auf den Tischen, süßer, schwerer Wein von Samos und Malaga. Und die Betten sind noch warm und das Haustor steht offen. Komm!"

Ich wandte mich und blickte in das geschminkte Gesicht eines Weibes, das mich aus umnachteten Augen verführerisch ansah.

„Fort!" stieß ich hervor. „Fort, Elende!"

Sie zuckte die Achseln und näherte sich einem anderen, mit dem sie bald nachher davonschlich. — Als ich ihr nachsah, fühlte ich auf einmal eine Hand in meiner Tasche. Ich ließ den Dieb gewähren, wußte ich doch, daß sein Versuch umsonst war.

Mittlerweile war ein Rasseln und Poltern aus der Ferne immer lauter und vernehmlicher geworden:

„Platz da! — Platz gemacht!" schrieen mehrere Stimmen durcheinander. Pferde, von Knechten am Zügel geführt, wurden sichtbar, während andere Knechte vom hohen Kutschbock auf die widerspenstigen

Tiere einhieben. Diese aber scheuten, bäumten sich auf, schlugen aus und wieherten röchelnd. Angstvoll drängte die Menge gegen die Häuser, während die Knechte die Pferde ausspannten, umwandten und zurückführten. — Die Abteilung Militär vor dem Tore griff nun in die Speichen der Räder und rollte den schweren, langgebauten Wagen, von dessen wagrechtem Gestänge ein gewaltiger Sturmbock in Ketten herabhing, bis hart vor das Tor. Aller Augen waren auf das bevorstehende Werk der Zertrümmerung des Tores gerichtet, als man endlich die Feuerspritzen durch die der Arsenalsmauer entlang laufende lange Straße anfahren hörte.

„Nicht spritzen!" rief plötzlich eine Stimme in das Gerassel der Räder. „Nicht spritzen! — Das Pulver könnte naß werden!"

Lautes Gelächter der Umstehenden erhob sich, verstummte aber sogleich vor dem Gedröhne des Sturmbocks gegen das Tor. Alle erhoben sich auf die Zehenspitzen, um besser zu sehen. Dreimal dröhnte der Widder und beim drittenmale sprang das Tor auf und eröffnete dem Blick die Bahn in das von Flammen und Rauch erfüllte Innere des Arsenals. In diesem Moment begann jemand hinter mir mit voller Stimme zu deklamieren:

„Ed io, ch'avea di riguardar disio
La condizion, che tal fortezza serra,
Com' io fui dentro, l'occhio intorno invio;
E veggio ad ogni man grande campagna
Piena di duolo e di tormento rio."

„Vorwärts! — Vorwärts!" kommandierte der Offizier und hieb mit der flachen Klinge auf die zurückprallenden Soldaten ein. Einen Moment lang zögerten sie noch, dann stürzten sie mit lautem Geschrei ins Innere, während die Feuerwehr den Wagen mit dem Sturmbock zurückrollte und mit ihrer Spritze vor das Tor fuhr.

„Schinder!" knirschte ein junger Mann in abgetragenem, aber sauber gehaltenem Kleide neben mir, dann reckte er sich auf und schrie aus vollem Halse:

„Es lebe die Anarchie!"

Niemand beachtete diesen Ruf außer mir und einem Manne in Arbeitertracht, der dem Rufer sein knochiges, sonngebräuntes Gesicht mit zornigem Ausdrucke zuwandte:

„Nieder mit ihr!" schrie er ihn an. „Nieder mit den Anarchisten!"

Der Junge erwiderte den Blick, spie aus und fragte mit scheinbarer Kälte:

„Warum denn? — Was haben sie dir denn getan?"

„Was sie mir getan haben?" fuhr der Alte auf. „Das Brod haben sie mir gestohlen, aus dem Hause haben sie mich gejagt, auf den Mist haben sie mich geschmissen!"

„Du bist ein Arsenalsarbeiter?"

„Ich war einer und du bist ein Tagedieb."

„Ich bin einer, ich stehle den Tyrannen die Zukunft und schenke sie euch als Gegenwart."

„Maulheld! — Ist das dein Geschenk?" Er deutete auf die Brunst.

„Ja", entgegnete der Junge fest, „das ist die Asche, mit der wir eure Felder düngen. Tragen sie euch nichts, so denket an eure Kinder, die werden mit vollen Händen ernten!"

„Narr du, sprich mir nicht von den Kindern! — Was sind Kinder dem armen Mann? Eine Last und ein Unglück. Wenn sie geboren werden, weint er, und wenn sie sterben, lacht er. Sprich du mir nur nicht von Kindern, du Grünschnabel du!"

Die zunächst Stehenden waren auf dieses Gespräch aufmerksam geworden, weshalb es der Junge vorzog sich zu entfernen, nachdem er den Alten noch mit verächtlichem Blicke gestreift hatte. Mühselig sah ich ihn durch die Menge hinken, die sich langsam zu lichten begann.

Ich wandte mich wieder dem Tore zu, durch dessen finstere Öffnung jetzt die Umrisse der eingeäscherten Gebäude sichtbar wurden, von deren geschwärzten Ruinen die aufprallenden Wasserstrahlen der Feuerspritzen abtroffen. Die Hitze hatte nachgelassen, ätzender Rauchgeruch erfüllte die Luft. Aber tiefer innen raste noch der Brand, tummelte sich die Löschmannschaft, die nun vollzählig durch das erbrochene Tor eingeströmt war, um zu retten, was noch zu retten war.

Nachdem ich dem Treiben eine Weile zugesehen hatte, überfiel mich bleischwere Mattigkeit und nötigte mich auf den Heimweg. Wie ein Trunkener taumelte ich die verödeten Straßen und Gassen entlang und erreichte das Haus, als eben der Morgen graute.

Schönherrs „Merkbuch“ / von Richard Smekal.

Der Eindruck, den alle bisherigen Werke Schönherrs übten, bestätigt sich auch in diesem jüngst erschienenen „Merkbuch“. Mannhaft ist seine Art, knorrig und stark; nirgends ein Wort zu viel; manchmal wird nur ein gewaltiger Umriß gegeben und doch so scharf hingezeichnet, daß man das Letzte der Gestalten zu erleben meint. Dabei findet sich immer dieses Selbstverständliche in der Gestaltung, das stets ein Zeichen künstlerischer Persönlichkeit ist. Und wie in keinem seiner früheren Werke tritt dieses Persönliche in diesem neuen (seinem dritten) Prosaband hervor. Ein „Merkbuch“ nennt es Schönherr, und mit Recht. Denn in diesem literarischen Merkbuch ist eine Fülle von künstlerischem Material in quintessenzieller Form aufgespeichert, die in die Schaffensökonomie des Dichters anregenden Einblick gewährt. Und manchmal bekommt man einen Blick ab in einen bisher nicht gesehenen Speicher, der vielleicht über ein kurzes aufgetan werden wird.

Wer die ersten Erzählungen Schönherrs „Allerlei Kreuzköpf“ kennt, weiß, daß der Dichter schon in jungen Jahren das Originelle und Grotesk-Menschliche vieler launiger Gestalten, denen er begegnet war, mit ein paar Strichen hinzeichnete. Und wer „Caritas“, den zweiten Novellenband, gelesen, spürte einen Menschen heraus, der unendliches Mitgefühl mit seinen Mitgeschöpfen in sich trägt, der herabgestiegen war in die Elendtiefen und zu dem ungesagten Leid der Unbekannten und es vor unsere Augen hielt, bis sie brannten.

Diesmal aber tut der Dichter nicht nur eine Einfriedung auf — entweder hinüber zu den Sonderlingen und Kreuzköpfen oder herüber

zu den Kleinen und Bemitleidenswerten — sondern er wandert durch beide Reviere, mit raschem Schritt mitten durch Lust und Leid, den Blick nur auf das Elementar-Menschliche gerichtet.

Da ist es schon so, daß man nicht von tragisch und komisch allein sprechen kann; daß es Dinge gibt, die uns auf den ersten Blick furchtbar tragisch anmuten und schließlich doch kleine Komödien sind; oder es gibt andere, die uns hellauf lachen lassen und im letzten Kern tiefes Weh bergen. Und so spricht aus diesem Merkbüchlein der Dichter der „Komödie des Lebens" und der „Tragödie eines Volkes" gleich überzeugend.

Vor allem ist da eine Ballade vom Tiroler Befreiungskrieg 1809, die (so kurz die Dichtung ist) neben Kranewitters „Andre Hofer" das Bedeutendste vorstellt, was bis heute in der Gestaltung dieses grandiosen Stoffes geleistet worden ist. Bayer und Franzos rennen den Iselberg an; oben aber liegen „hartrassig, luchsaugig, kniehart" die Tiroler. Ist der alte Stubaier-Adler da in einer Grube und seine Söhne; jeder Schuß trifft einen Mann unten; der Jungadlerbub nimmt aber nur solche mit einem „Mondscheinkrag'n". Und die jüngsten rennen umher und klauben das Blei auf, das von unten heraufkommt. Der Alte gießt Kugeln daraus. Der Sandwirt geht um. „Kugeln singen auf und nieder." Dem Pater Rotbart fliegt die Kutte im Kugelregen. Die zwei jungen Adler im Nest sind kalt geworden; geht der nächste Jungadler mit dem Goldflaumhaar hinein. Und muß es auch spüren: „Sterb'n ischt nit guet!" Dann läßt sich die letzte Brut nicht halten, sucht Kugeln, während die „Speibteufel" immer näher brüllen. Der Altadler aber kniet in der Grube, den Stutzen im Anschlag: „A Handbroat von an Kanonier! mehr brauch i nit!"

Aus diesem historischen Bilde spürt man, deutlicher als aus manchem großen Drama, die eminente Plastizität der Gestalten.

Andrerseits kann man aus dem „Merkbuch", deutlicher als aus Schönherrs Dramen, die eigenbestimmte Schaffensart des Dichters erkennen. Es gibt trotz der mehr subjektiven Art, die in der Natur dieser Skizzen liegt, keinerlei rasch und zufällig hingeworfene Beob-

achtung darinnen, sondern alles ist von einer sicheren und zielbewußten Gestaltungskraft erfüllt, selbst dort, wo das Erlebnis ganz bestimmter, scheinbar eindeutiger Natur ist, wie in der „Begegnung mit dem Dichter Adolf Pichler".

Wie steht Pichler vor uns, wenn ihn Schönherr kurz vor seinem Tode trifft und es ihm klar wird: „Hier war der Holzmeister Tod mit seiner Axt dagewesen und hatte den alten knorrigen Waldbaum als schlagreif „ausgezeigt." Oder wenn dann Pichler erwidert: „Wenn man mit Achtzig abkratzt, hat die Kindsdirn kein' Schuld mehr!" (Eine Wendung, die übrigens der Alt-Rott in gleicher Weise gebraucht: „Und wenn i stirb, hat's Kindsmadl kein' Schuld mehr").

Oder man beachte die eigene Beseelung des Motivs in der kurzen Erzählung „Die Mütter": Ein Weib will die junge Katzenbrut vernichten und in den Inn werfen; ihr Bub bittet umsonst, sie zu schonen; als der Sack mit den Kätzchen im Wasser schon schwimmt, stürzt sich der Bub ihnen nach, sie zu retten, und ertrinkt; waren nun gleich arm die beiden, die Katzenmutter und die Mutter des Knaben. (In dem Schauspiel „Familie" (1906) wird eine ganz ähnliche Szene geschildert. Ein Junge springt dem Sack mit den „Mauzerln" nach, die sein Vater ins Wasser wirft. Ein Soldat rettet ihn und verpflichtet sich dadurch die Familie.)

Wer vor drei Sommern in Tirol war, wird sich vielleicht eines Unglückes in der Nordkette erinnern, das von besonderen Umständen begleitet war und darum Aufsehen erregte. Der Körper des Touristen war die eine Gratwand herabgefallen, Hut und Stock die andere. In einem Sack brachte man die Leiche zu Tal. Schönherr hat uns auf knapp vier Seiten den Fall gestaltet. Aber dahinter stecken alle Fälle jener Höhendurstigen, die, den Bierphilistern im Wirthaus ein Rätsel, aufsteigen und die man in einem Hopfensack zu Tal bringt.

Auf solche Weise kann man sich tief in die Art Schönherrs versenken; denn in den Dramen stand nur die packende Objektivität der einzelnen Gestalten vor uns, die man sich kaum anders vorstellen konnte. Hier rücken wir näher an die besondere Art des künstlerischen Schaffens dieses Dichters; wir erkennen, wie weit er über

den getreuen Naturalismus hinaus ist, wie er jede Ausdrucksmöglichkeit packt und knetet, bis die Form paßt. Wohl sieht auch er die Realität des Lebens wie alle anderen ganz wirklichkeitsgetreu; zu deren Gestaltung aber nimmt er nur bestimmte Linien, bestimmte Farbentöne und arbeitet die Skizze oder das Gemälde auf seine persönlich bedingte, individuell umgrenzte Weise aus.

Gewiß bietet jeder Künstler nur die ihm gemäße Auslese des wirklichen Lebens; selten aber sind die Mittel im Vergleich zur Wirkung so geringe wie bei Schönherr.

Auf etwa hundertfünfzig Druckseiten sind vierzehn Skizzen niedergeschrieben und jede bringt uns irgend einige Gestalten scharf und deutlich vor Augen. Dutzende von Leuten sehen wir vor uns und zwar so, daß wir sie nicht vergessen können: die kleinen Kinder, die Schule spielen, wobei ein sonst gutes Mädchen als gestrenge Lehrerin sich gibt; das Bergpfarrerl, ein wirklich treuer Seelenhirt seiner Gemeinde, der auch auf ihre menschlichen Bedürfnisse achtet und dem der Gottesdienst kein „Strudelteig" ist, „den man in die Länge zieht"; oder die Hundertjährige, der hin und wieder ihr siebzigjähriger „Bua" ins Wirtshaus entwischt, die ihn jedesmal heimholen muß und jedesmal das Versprechen erhält, daß er schon „werd'n" wird, „bis er einmal in die Jahre kommt"; dann der alte Viehhirt, der, als er ans Sterben kommt, nur an sein verlaufenes „Schwarzl" denkt und erst, als es gefunden ist, beruhigt seinen letzten Schnapper macht. —

Auch ein paar Jugenderinnerungen sind da. Von diesen sei die einzige in weiterem Umfang biographische Skizze „Als der Vater starb", erwähnt, ein gleichwertiges Seitenstück zu der ergreifenden Erzählung „Gottes Schwiegermutter" (aus dem Bande „Caritas"). Schönherr berichtet da von einer Szene nach dem Tode seines Vaters, eines rechtschaffenen Tiroler Schullehrers. Er war damals noch klein, beinahe das Kleinste von fünf Geschwistern. Draußen blühte und grünte es; in der Stube aber lag auf dem schwarz ausgeschlagenen Flügel, den er so sehr geliebt hatte, der Vater. Der kleine Bub war hereingeschlichen, während Mutter und Geschwister

im Nebenzimmer weinten; er wollte probieren, ob der Vater wirklich tot sei und kneipte ihn recht tüchtig in die Zehe. Als aber das Antlitz der Leiche sich nicht veränderte, wurde sie ihm über alle Maßen unheimlich; er floh zur Mutter und schluchzte auf: „Gelt Mutter! Jetzt sein mir wieder ledig!" — Und darauf bildete er sich noch in späteren Jahren etwas ein, daß er die Mutter einmal mitten im knietiefen Kummer auf einen Augenblick lächeln gemacht. Nach dem Begräbnis schlug der Dekan der Mutter vor, sich von den Kindern zu trennen, für die die Gemeinde einzeln sorgen wolle; der Dichter sollte an einen Bauern abgegeben werden. Die Mutter aber dankte für den guten Willen; sie wolle mit den Kindern zusammen bleiben und es schon fertig bringen. Schlicht und ergreifend endigt der Bericht: „Und wißt ihr, was das Schönste ist? Sie hat es fertig gebracht! Denkt euch nur, sie hat es wirklich fertig gebracht — die Mutter!"

Der Sohn aber hat diesen Zug überkommen. Karl Schönherr weiß, wofür er sich eingesetzt hat, *was* er fertig zu bringen hat und *wie* er es fertig bringen wird.

Karl Schönherr: „*Aus meinem Merkbuch.*" — Leipzig, Staackmann.

Vorfrühling in Wooſung / von Hans Bachgarten.

Wir liegen nun schon einen Monat hier und warten auf eine günstige Gelegenheit znm Scheibenschießen. Mehrmals schon haben wir versucht, die Nase hinauszustecken, das Wetter hat jedoch für unseren Diensteifer taube Ohren. Wir mußten immer wieder auf unseren geschützten Ankerplatz zurück. Es heißt nun geduldig warten, bis sich der Winter ausgetobt hat, ob wir wollen oder nicht. Es wird nicht mehr lange dauern und der Nordost muß sich für heuer ergeben. An manchen Tagen, da sich die Sonne behauptet, geht sie so hitzig zu Werke, daß über Nacht das Getreide um Handbreite in die Höhe schießt. An den fruchtgesegneten Ufern

der Yangtsekiang-Mündung wird es langsam Frühling. Ein Spaziergang durch die Felder weiß vom Winter nicht mehr viel zu erzählen. Nur die ackernden Bauern scheinen mit ihren wattierten Jacken der Sonne noch immer zu mißtrauen. Die Mädchen tragen jedoch schon das schützende Tuch auf dem Kopfe, die allzu liebenswürdige Märzensonne an ihrer Zudringlichkeit zu hindern. Wie sie arbeiten, diese armen Geschöpfe mit den mißhandelten Füßen! Die Stiele ihrer Hauen sind viel länger gehalten, damit der größere Hebelarm die mangelnde Kraft ersetzen soll. Aber sie sind darum nicht weniger munter und guter Dinge als die jungen Burschen. War es doch immer so; trug die Großmutter doch auch den Fuß eingefascht, bis sie in Ehren weiß geworden. Auf der Gedächtnistafel der Urgroßmutter wird sogar mit besonderem Lobe darauf hingewiesen, daß sie die kleinsten Füße auf tausend Meilen in der Runde gehabt hätte und daher weit und breit das reizendste Geschöpf gewesen sei. Jetzt ruht sie im schweren Sarge, draußen auf der grünen Wiese bei den andern, auf welche, die Jahre hindurch, des Windes Säuseln Fruchterde und Samen getragen, bis ihre armseligen Knochenreste von einem sammtweichen grünen Teppich zugedeckt waren. Heute spielen neben ihnen in glücklicher Eintracht die Kinder der neuen Generation. Ihr Freudengeschrei erfüllt die Luft und trifft sie einmal dasselbe Los, kommen auch sie eine Stufe näher dem Nirwana. Weil man darum mit dem Tode schon bei Lebzeiten auf vertrautem Fuße steht, stellt man die Särge in die Gärten zu den Blumen oder auf das Feld, die Saat zu überwachen. Denn die Ahnen sind immerdar zugegen, in Not zu helfen, in Glück und Freudezeiten halten sie mit am reichen Segen.

Als ich noch Knabe war, hat man mir aufgetragen, Marken zu sammeln zum Loskaufe unglücklicher Kinder, die grausame chinesische Eltern auf Misthaufen den Schweinen zum Futter hinwürfen. Es kommt noch immer viel Geld auf diese Weise zusammen und die Missionen der „Saint-Enfance" sollen damit viel Gutes stiften. Wie viel an der Misthaufengeschichte Wahres ist, mag der Forscher herausfinden. Ich habe oft Gelegenheit, die Aermsten der Armen

zu beobachten, und kann nur stets die aufopferndste Liebe der Eltern zu den Kindern konstatieren. Es gibt in den Flußhafenstädten eine Sorte Menschen, die der Hunger auf ein paar morschen, schlechtgefügten Brettern aus den schützenden Kanälen hinaus auf den breiten Strom treibt, an die Schiffe heran. Dort passen sie während der Mahlzeiten unter den Ausgußrohren auf alles, was von den Abfällen eventuell noch genießbar oder sonst wie brauchbar sein könnte.

Auch hier kommt zeitlich morgens jeden Tag solch ein Boot unter Bord. Nicht immer dasselbe, denn der Schiffe sind zu wenige für alle, die hungern. Damit jedoch niemand verkürzt wird, teilen sie in friedlichem Uebereinkommen die Hafentage eines jeden Schiffes untereinander auf. Zwei Tage in der Woche gehören einer Familie, die aus Mann und Frau besteht, zwei pausbackigen munteren Kindern von zwei, beziehungsweise fünf Jahren, und einem Wickelkinde.

Jüngst wollten wir die Mutter mit dem Säugling an der Brust photographieren. Der Mann bemerkte jedoch den Apparat und erschreckt auffahrend stürzte er auf die ahnungslose Frau, entriß ihr das Kind und deckte es eilends bis über die Ohren zu. Dabei zitterte er förmlich vor Angst, das Kind könnte durch das Photographieren von irgend einem bösen Geiste behext werden. Kein Geldgeschenk vermochte ihn zu bewegen, uns weiterhin das Kind zu zeigen. Jeden Morgen, wenn die Frau das Kind säugt, wäscht sie ihm mit ihrer Muttermilch die Augen. Sie unterzieht sich dieser Tortur, um dem Kinde ein gesundes Augenlicht zu sichern.

Aus einem demnächst erscheinenden Werke „Aus einem Schiffstagebuch“ (zwei Jahre in Japan und China). — Ueber den Verfasser, einen gebürtigen Tiroler aus Lienz, gibt ein Vorwort Aufschluß: „Mit siebzehn Jahren trat ich, im Jahre 1888, in den Dienst der Marine. Ich kam aus einem der schönsten Orte am Fuße der Dolomiten. Von dort habe ich die Freude an den Blumen der Wiese, am Sang der Lerche und am blauen Himmel mit auf die hohe See genommen. Mein Beruf führte mich jedoch hinunter in den tiefsten Raum der Schiffe, zu den geheizten Kesseln und Maschinen. In dem stickigen Dunstbereiche dieser finsteren Räume, die nie ein Sonnenstrahl durchdringt, ist mir die Sehnsucht nach den grünenden Fluren und dem leuchtenden Blau des Himmels meiner Heimat oft Licht und Labsal zugleich gewesen. Der Dienst hat mir aber nicht nur Schwielen auf die Hände diktiert; er hat mich, zum Entgelt für die harte Arbeit, auf der ganzen Welt herumgeführt. Wenn ich dann in meinen freien Stunden Landgang bekam, habe ich jedesmal ge-

trachtet, eine schöne Erinnerung mit mir zurück an Bord zu nehmen, um daran bis zum nächsten Hafen zehren zu können. Weil ich mir jedoch die schönsten Erinnerungen gerne für die Zeit aufbewahrt hätte, da ich einmal meinem Dienst körperlich nicht mehr nachzukommen vermöchte und es vorbei sein würde mit meinen Einschiffungen, fing ich an, meine Erlebnisse niederzuschreiben. So ist dieses Buch entstanden."

Glocken / von Carl Dallago.

Horch: — Glocken vom Tal herauf!
Wunderlich wallt zu mir der Klänge Lauf
und pocht an mein Herz und schließt mich auf
wie ein Tor zu einem mystischen Raum,
der alle Wirklichkeit wandelt zu Traum —
und doch aus Wirklichem nur besteht,
das unübersehbar in Tiefen geht.

Jetzt huschen die Klänge im Raum herum
wie staunende Kinder, scheu und stumm —
und wieder wie Bettler, die zaghaft stehn
und ärmlich mich um Obdach flehn.
Ich bin als Raum wie Räume sind,
wo ich weder Ende noch Anfang find
und mache der Klangflut willig Platz.
Es ist nicht schwer; denn nur verbaut — verhüllt
sind Teile oft des Raums, nicht überfüllt; —
zu heben ist in ihm noch mancher Schatz.

Jetzt lärmen die Klänge schon mehr in mir und laut
und tun mit meiner Kindheit so vertraut
und schmeicheln mir und locken wie ein frommer Sang
und klagen über meinen Lebensgang.

O Gott! Ihr Klänge, wunderliches Botenheer,
Singvögel, weich umweht mich euer Sang und macht mir schwer
das Herz! Ihr kommt von Kirchentürmen her —
von Stätten, wo die Seelen vor Altären glühn,

wo Priester singen, Kerzenflammen statt der Blumen blühn
wo Mauerwandung Höhn und Himmel mir entzieht
und Flur und Baum, vor denen meine Seele kniet. —
Nein, nein, nein! Euer Mund ist Trug,
ihr singt von Dingen, die das Dasein nicht genug
empfanden, — die ein Jenseits sich erfanden
in Not vielleicht? — Wo hält das Jenseits? Wo, sagt: Wo?
Da jedes Ding doch an sich selber hängt
und sich so endlos in sich selbst verfängt,
wenn es sich auftut und befreit von allen Banden: —
Ich fühls mit mir als einem Raume so.

Jetzt tönen die Glocken so wundertief:
Es ist, als ob Stimme um Stimme mich rief
und jede gellt in die Landschaft hinein,
als schlösse sie waches Leben ein.
Ich fühl, ich werde ganz weit und groß
und komme von dem Klang nicht los,
der mich wie einen Raum durchhallt
und über mich gewinnt Gewalt.
Die Landschaft liegt vor mir im Sonnentraum,
die hohe weite Waldung atmet kaum,
der Wind hat seine Flügel eingelegt und schweigt,
und leise — o so leise sich der Tag zum Abend neigt,
und in der Stille, die so wunderstille ist,
der Glockenton, der rauschend mich durchmißt
und alle Falten meines Raums besetzt
und jede Wandung mir mit Tönen netzt.

O Klänge, Stimmen von Metallen, wie doch singt ihr schwer!
Ich fühls, — es hört sich an: ihr kommt von Tiefen her —
aus Daseinstiefen, die kein Mensch erschloß.
Was wart ihr einst? Wer schuf euch? Wessen Sproß
seid ihr? — Ihr ruhtet im Gestein verborgen tief,
wo ungezählte Zeiten eure Stoffart schlief

wie tot: so hob man euch ans Licht wie tote Dinge
und fand, daß so ein Ding, geläutert und geformt, auch klinge.
So ward euch Aufnahme in Turm und Haus,
ihr kündet nun so manches in die Welt hinaus —
und kündet's nicht. Denn wo auch euer Klang als Bote schritt
der Welt, es geht geheim ein ander Klingen mit,
und dies ist eurer Seele Sang —
ist Stimme eures Bluts. Nur eine Feierstunde lang
hört sie vielleicht zuweilen wer — und hört und hört,
und seine Seele wird, wie ich, davon betört
und schwingt mit diesen Seelenstimmen mit:
in Daseinstiefen senkt sich still der trunkne Schritt
und hält vor dem Geäder im Gestein
und sinnt der Kraft nach, die es trieb hinein. —
War es ein Glühn? War's Liebe? War es Not? —
O harter Fels, wie tust du antwortlos und tot! — —

Jetzt tönen die Glocken auf einmal licht,
von innen leuchtet mein Gesicht,
in mir, wie auf erglänzter Au,
ragt nun des Klangs metallner Bau.
Ein Fühlen macht sich offenbar:
wir weilen wie ein Tönepaar,
so deucht verwandt mir jeder Ton, —
es ist, als wär ich Klangflut schon,
die jeden Glockenlaut umfängt,
wie Seele sich an Seele hängt.
Es kommt ein Friede über mich — ein Glück,
gleich Wellen geh ich hoch und sink zurück,
und jede Welle atmet einen Ton, der klingt
wie eine Glocke, die aus Daseinstiefen singt.
Und Stimmen sinds, gefärbt von meinem Blut,
in dem Metall, wie in der Glocke, ruht.
Die äußre Klangflut sich in mir mit meiner eint,

und beide läuten machtvoll so vereint
und künden sich von Glühn und Ringen, Weh und Lust
des Seins, davon es gibt in jedes Dinges Brust:
in Tier wie Menschen, Pflanzen, im Gestein, —
des Daseins Rätsel schließt ein jedes ein.
Es ist das Dunkel, das im Glockensingen fließt,
das sich als Seele in ein jedes Leben gießt,
das doch zum Licht die tausend Funken schlägt,
zur Flamme wächst und in den Raum als Ton sich trägt,
der selber wiedrum nur aus Glut gewoben ist
und leuchtend so das Endlose des Raums durchmißt . . . .

Die Glockenklangflut ist versiegt,
ein Windhauch flüsternd überm Tal sich wiegt,
ich selbst nur bin noch immer Licht und Glut und Klang
und baue so mein Werk ein Leben lang.
Ich weiß, die Stunde kommt, wo meine Kräfte ruhn, —
zu mir kein Tor mehr aufschließt mir mein Tun, —
wo Stimmen meines Bluts und ihr Metall
im Werke nur sich finden wie als Wiederhall
von einer Glocke, die durchs Leben sang
voll Glühn und Lust, das sich aus Tiefen rang. —
Ist dann nicht mehr mein Selbst — der Leib längst Erde schon:
so bin ich Flamme noch und bin noch Ton!

Brixner Chronik VI. (Plauderstuben).

Wenn ich die Briefkastennotiz meiner lieben Kollegin, der Brixner Chronik, richtig verstanden habe, droht mir arges Unheil. Ich muß also die Gelegenheit ausnützen, bevor ich mundtot gemacht werde. Und so seien noch rasch vor Torschluß einer Angelegenheit ein paar Worte geweiht, die mir schon lange am Herzen liegt.

Plauderstube: das Wort ist neueren Datums und findet sich seit zirka 10 Jahren im politischen Wörterverzeichnis klerikaler Volksaufklärer. Seine intimere Bedeutung ist nicht ganz klar. Man denkt unwillkürlich an Wirtshaustisch oder Kooperatorenstube, wenig Licht,

(gez. von Max v. Esterle.)

Koryphäen aus dem Tiroler Landtag 5

Dr. W. von Walther (Bozen)

sehr viel Muffiges in der Luft, verschiedene Personen mit mehr oder minder erleuchtetem Gesichtsausdruck rauchend und trinkend in den verschiedenen Winkeln malerisch gruppiert. So ungefähr, glaube ich, muß es aussehen. Man spricht über Krautäcker, Rinder und Kälberzucht und in einem Atemzuge damit über die Politik. Ihrer logischen und oratorischen Behandlung nach fallen alle diese Dinge in ein und dieselbe Kategorie.

Hier in Brixen, von wo die junge Institution eigentlich ihren Ausgang nahm, teilt sich das genus Plauderstuben in zwei Unterabteilungen:

1. Plauderstuben auf christlichsozialem Gebiet und
2. eine Abart konservativen Gepräges.

Bedeutung sowohl als Berechtigung besitzen jedoch nur die ersteren. Einen Zweifel, der diesbezüglich vielleicht dennoch auftauchen sollte, zerstreuen die letzten Nummern der Brixner Chronik gänzlich. Den Anlaß zu den furchterregenden Wutausbrüchen des genannten Blattes bot die schon an und für sich aufreizende Tatsache, daß zwei hier ansässige Herren es wagten, in der allernächsten Nähe Brixens, dieser Hochburg neusozialen Bauernaufschwunges, Plauderstuben konservativer Tendenz abzuhalten. Allerdings, so sehr die heilige Entrüstung der Brixner Chronik zu begrüßen ist, so stellen sich in Wirklichkeit der Erfüllung aller ihrer Wünsche doch merkliche Schwierigkeiten in den Weg. Denn leider vermag es oft selbst die Meinung einer Tageszeitung nicht, sogar wenn sie das offizielle Organ eines Dr. Schöpfer ist, sehr tief in das Gewissen des Volkes einzudringen. Und in der Tat scheint selbst in der Brixner Umgebung immer noch der reaktionär-konservative Prälatengeist sein Unwesen zu treiben, trotz aller neuzeitlichen Begeisterung, die die Seelen unserer einheimischen Kooperatoreneleven erhitzt.

Aber um das Grundthema nicht aus den Augen zu verlieren: die soeben besprochene Gattung von Plauderstuben ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, kaum der Beachtung wert. Führend und schöpferisch auf dem ganzen Gebiete erscheinen lediglich die christlichsozialen Unterhaltungen. Als die ganze Sache noch der Einführung bedurfte, nahmen sich die Häupter der neuen Bewegung mit opferwilligem Eifer des Unternehmens an. Heute, da die Institution bereits an Popularität gewonnen hat, betraut man mit der Ausführung auch schon die aus Wien eingewanderten Schriftsetzer und Handlungsangestellten der Verlagsanstalt Tyrolia, die den heimatlich gemütlichen Hernalserton mit Glück in tirolische Umgangsformen zu übersetzen wußten. Und so steht auch zu erhoffen, daß dem großen

agitatorischen Unternehmen für den 13. Juni der verdiente Erfolg nicht ausbleiben möge.

Es will sogar fast den Anschein gewinnen, daß der neue, noch um ein paar Nuancen stärker christlich-sozial-demokratisch angehauchte Ton der ansässigen ländlichen Bevölkerung mehr zusagt als die gediegene Redeweise älterer Parteikoryphäen. Etwas von der Art mußte in allerjüngster Zeit Herr Dr. Schöpfer in seinem Wahlkreis Buchenstein erfahren. Denn im Lande geht die Mähr, es habe der greise Würdenträger eine schlimme Abfuhr erlitten. Und zu allem Unglück war die Stätte, an welcher die Katastrophe geschah, eine Plauderstube. Das ist eine schlimme Ironie des Schicksals. Warum mußte man aber auch das Wort „plaudern" in die Bezeichnung hineinnehmen? Nichts leichter, als daß sich infolge dessen jemand zu der falschen Ansicht verleiten läßt, als wären solche Stuben ein Ort zum freien Meinungsaustausch. Und dann kommen so dumme Geschichten heraus!

Herrn Dr. Schöpfer aber wird der kleine Zwischenfall wenig behelligen. Sollte er in Buchenstein wirklich keine Aussicht mehr haben, wiedergewählt zu werden, was aber noch gar nicht besonders sicher ist, so wird er ganz gewiß wieder wo anders auftauchen. Denn er besitzt in dieser Beziehung eine fatale Ähnlichkeit mit den von ihm und seiner ganzen Partei so arg geschmähten Hausierern, und es scheint ganz sonderbar, daß oft gerade die giftigsten Antisemiten so semitische Allüren zur Schau tragen. Zur einen Türe wirft man sie hinaus, durch eine andere kehren sie wieder! Hartmann.

Opernkritisches.

„Manon, die französische Carmen, ist eine Heldin der Liebe, die um der Liebe willen zu allem fähig ist. Sie verrät sogar ihren Geliebten, der ihr das ruhige Glück einer Ehe bieten will, um voll Gier nach Geld, Freude und Abwechslung in die Arme der anderen zu fallen.

Dieser ausgesprochen französischen Gestalt kann wohl in ihrer Heimat begeisterungsfähiges Interesse entgegengebracht werden, während der Deutsche viel weniger Verständnis dafür erübrigt."

Peut-être. Die Unerbittlichkeit jedoch, mit der Herr S. nichtgermanischen Opernheldinnen, sofern sie um der Liebe willen zu allem — nur nicht zur Ehe — fähig sind, moralisch auf den Zahn zu fühlen beliebt, erscheint mir nachgerade engherzig und mißgeschickt. Was würde Herr S. z. B. dazu sagen, wenn ich die Gier nach Gold, die Walhalls Göttern als Leitmotiv genügt, einander in die Haare zu geraten, zwar großzügiger, im übrigen aber nicht minder

undeutsch und verwerflich finden wollte als die Gier nach Geld, die eine französische Unschuld vom Lande glücklich davor bewahrt, schon nach dem ersten Akte in den Armen des lyrischen Tenors zu enden! Er würde mich vermutlich einen Lästerer schelten, dem höhere Kunstauffassung fremd sei. Und mit Recht. Denn kann es Kurzsichtigeres geben, als die Wertdistanz zwischen einer musikdramatischen Dichtung und einem Operntexte mit dem Maßstab national geaichter Sittenstrenge auszumessen! Gerade Herr S. scheint aber von des Gedankens Bläße, daß lediglich der Kunstwert der Manon und nicht ihre Moral in Frage steht, in keiner Weise angekränkelt. Wie könnte es ihm sonst passieren, die reumütig in den Armen des Geliebten sterbende Manon mit Carmen, ihrem trotzigsten Widerspiel, in einen Topf zu werfen! Das schlechte Leumundszeugnis, auf das sich beide allenfalls berufen könnten, schafft da noch keine Blutsverwandtschaft, und der Widersinn dieses Vergleichs springt in die Augen, wenn ich den Stiel umdrehe und Carmen eine „spanische Manon" nenne. Herr S. lasse sich also durch die unmoralische Fassade den kritischen Blick nicht trüben und beherzige fürderhin: Wenn auch die Ehrfurcht vor dem Ehestande bei unbefangenen Geschöpfen wie Manon sich mehr im Sinne einer heiligen Scheu ausprägt, so ist dies noch kein Grund, sie unzart anzulassen. Und auch kein Grund, mit Mangel an Verständnis zu prunken. Denn „ausgesprochen" französisch ist dieser ethische Defekt der Heiratsscheu nur dann, wenn es gestattet ist, im Gegensatz hiezu Wotans Eheglück ein ausgesprochen deutsches zu nennen. Zweckmäßiger aber ist es, wie gesagt, eine Paarung völkischer und sittenpolizeilicher Prinzipien auf kunstkritischer Unterlage überhaupt nicht zuzulassen, weil sie der Erzeugung legitimer Urteile nicht förderlich erscheint. Was übrigens auch Herrn S. zustatten kommen dürfte. Er wird es nämlich dann, so hoffe ich, nicht mehr nötig finden, die Erhabenheit seines Deutsch-Bewußtseins durch einen Satz wie diesen zu bekräftigen: „Mit dem Ruf „„mein armer, armer Freund"" fällt langsam der Vorhang" . . .

Ludwig von Ficker.

Innsbrucker Kunstschau III.

Otto Rasim: Vier korrekte Winterlandschaften. Das Subjektive tritt allzu bescheiden zurück und schweigt sich über das Temperament des Malers vollständig aus. Die Arbeiten machen den Eindruck, nicht aus innerem Müssen, sondern einem Auchwollen entsprungen zu sein. Deshalb bleiben sie monoton und sprechen nicht. Sie sind sehr anständig gemalt, ohne erhebliche Fehler in Zeichnung, Ton und Farbe, motiv-

lich gut ausgeschnitten. Vorzüge der Kaltblütigkeit und einer Männlichkeit, die einem die Sehnsucht nach einem bißl Feminismus beibringt.

August Frech: Porträt eines distinguirten Polen. Vermutlich ein adeliger Politiker. Der scharfe Intellekt, die vornehm gütige Gesinnung, die kultivierte Selbstbeherrschung und weltmännische Müdigkeit sind vorzüglich zum Ausdruck gebracht. Das Fleisch ist etwas gequält und in den allzu gangbaren Porträtfarben gemalt, das ganze aber von jener Gewandtheit, die man mit dem Abgangszeugnis jeder Akademie totsicher errungen hat.

Toni Kirchmeyr: Serie von Landschaften. Zimmer-Athletik mit Gewichten aus Papiermaschée. Zielloses Temperament. Schreckt vor artistischen Rohheiten und grober Dekorationsmalerei nicht zurück, hat aber Ambition. So finden sich knapp neben überraschend guten Einzelheiten die rüdesten Geschmacksverirrungen. Auf diesem Wege erreicht man Berühmtheit in Wörgl.

J. A. Gstader: Kostümporträt. Sympathisch. Das Kostüm ist malerisch durchempfunden. An seinen lebhaften Farbflecken hat das Auge des Malers sich abgestumpft und das Fleisch allzu tot gesehen. Es wirkt wie altes eckig geschnitztes Holz. Die Hände sind ganz verunglückt.

Hans Kramer: Sehr erfreuliche Kollektion im „Ferdinandeum." Die Sachen sind derb und auf etwas brutalen Effekt gearbeitet, aber voll Leben. Sehr gelungen zwei Schneestudien, die Silhouette der Pferdegruppe im großen „Pflüger", die Kematener Häusergruppe. Die Stilleben sind zu wenig plastisch, zeigen aber köstliche Details. Das Grün der Sommerlandschaften ist noch nicht gelöst. Die Spachtelschrullen hat Kramer aufgegeben. Er ist mehr Maler geworden. Jetzt steckt in seinen Arbeiten viel Entwicklungsmöglichkeit.

Ein wohlhabender Bürger hat vor einiger Zeit wieder eines seiner miserablen Dilettantenstücke ausgestellt. Eine wahre malerische Obszönität. Er übt eine zwingende Hypnose auf unsere Kunsthändler aus. „Habe die Ehre, Herr von Dingsda; ah, ist das aber schön, nein großartig! Diese Farben! Meisterhaft! Natürlich, wird sofort ausgestellt! Wir tun einfach den Plattner weg. Ist ja viel schöner, das Ihrige." Keiner sagt ihm aufrichtig, daß ihm eigentlich nur ein Hosenbandel heraushängt, das jeden lachen macht, wenn er es exhibitioniert. Er soll malen soviel er will. Das ist seine Sache. Aber warum denn ausstellen? Warum denn so grün in ein Auslagenfenster spucken? Warum vor Verlassen seines Lokales die Kleider nicht ordnen?

Benedikt.

Demnächst erscheint:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.